

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 8.

Samstag, 9. Januar

1932.

Das Spiel mit dem Feuer.

Roman von HORST BODEMER.

(16. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Mit der Hand fuhr sich Kamilla Merun über die Stirn.

„Richtig! Jetzt besinne ich mich! Ich hab' keinen sonderlichen Wert draufgelegt!“

Nickte dem Postagent zu, drehte sich um, rief nach der Jose. Ließ sich ins Ledentleid helfen, fuhr in die hohen Schnürschuhe. So weit war's also schon! Sie trafen sich! Offen im Wirtshaus, heimlich im Walde! Oben an den Eichen wieder einmal!

Im Stehen trank die Gräfin eine Tasse Tee. Griff zum Stoch, rief die Hunde und stieg den steilen Kellerwald hinan. Halb von Sinnen war sie. Überlegte sich gar nicht, was zu geschehen hatte, wenn sie die beiden überraschte.

Raumann betrat am Montagnachmittag das Arbeitszimmer Lutz Helmboldts in der Fabrik. Zog den dicken grünen Friesvorhang an der Tür vor, damit ja kein Wort zu den beiden Prokuristen dringen konnte, die nebenan saßen. Er plakte dann mit seiner Weisheit heraus.

„Ich bin ausgefragt worden!“

Von wem lag auf der Hand. Sein Herr machte ein unwilliges Gesicht. In welcher unangenehme Lage ihn seine Mutter brachte.

„Na, na, über was denn?“

„Was der Herr tut, wenn er nicht auf der Jagd ist, und ob auf dem Schlosse viel los sei . . . Das heißt, so terzengerade bin ich nicht gefragt worden, Herr Helmboldt!“

Peinlich, sehr peinlich. Aber nun mußte er auch wissen, was sein Lenker geantwortet hatte.

„Ja, viel zu erleben außer der Jagd gibt's da nicht!“

„Das hab' ich der gnädigen Frau auch gesagt. Wenn der Herr von der Jagd in den Wäldern käme, sei er rechtlichaffen müde. Und manche Nacht würde doch in der Hütte oben verbracht. Da sei man froh, man komme dann in ein weiches Bett. Und dann hab' ich weiter erzählt, daß der Herr mit dem neuen Besitzer von Meggelbronn, einem Junggesellen, bekanntgeworden sei. Die Jagdgebiete stießen aneinander, da gab's über manches zu sprechen, damit kein Unfriede entsteht über das Wild an der Grenze. Und gerade an der sei das meiste!“

Der Raumann war ganz sicher nicht auf den Kopf gefallen, aber wenn die Mutter ein Kreuzverhör mit ihm anstellte, wurde er doch einmal gefangen. Sie hatte gewiß nur ein paar Fragen hingeworfen, der helle Mann den Braten aber gleich gerochen. Und wollte sich nun bei seinem Herrn Verhaltensmaßregeln holen.

„Ich werde allerdings in der nächsten Zeit voraussichtlich häufiger mit dem Rittmeister zusammenkommen!“

„Warten Sie mal hier einen Augenblick!“

Lutz Helmboldt suchte seine beiden Prokuristen auf. „Meinen Sie, es wär' nicht das Beste, ich fuhr' morgen früh selbst mal nach Leipzig? Damit wir einen besseren Stand auf der Messe bekommen, und da könnt' ich auch gleich ein paar Geschäftsfreunde auffuchen!“

Herrn Helmboldt fiak die Unruhe in den Gliedern.

Er war hier entbehrlich. Die Herren redeten ihm zu, zu fahren.

„Wenn Sie gleicher Ansicht sind, werd' ich's tun!“

Ging wieder in sein Arbeitszimmer, sagte zu Raumann:

„Morgen früh halb sechs vor meiner Wohnung! Wir fahren nach Leipzig! Sehen Sie den Wagen gleich noch einmal gründlich nach!“

„Auf wie lange soll ich mich denn einrichten?“

„Gott, auf acht Tage! Wenn wir wahrscheinlich auch nicht so lange fortbleiben werden! Das kommt auf die Geschäfte an!“

Da war er im Bilde. Von Leipzig ging es ins Revier. Er verließ das Zimmer und lachte draußen auf dem Hof vor sich hin. Wenn ihn Frau Helmboldt für dumm kaufen wollte! Verdammte geschickt und so ganz nebenbei hatte sie ja gefragt. Da hatte der Rittmeister Riedenstein, der Junggeselle, herhalten müssen . . . So dämlich war er doch nicht, von der Gräfin und der lustigen Baronesse allerlei zu erzählen. Sonst nahm die Herrlichkeit womöglich ein schnelles Ende. Denn auf den Spritztouren nachmittags mit den beiden Damen wurde er ausgezeichnet verpflegt, bekam reichliche Trinkgelder, und die Zigarren, die er außerdem jedesmal erhielt, waren heute noch nicht aufgeraucht.

Recht einsilbig kam Lutz Helmboldt am Abend heim. Die Mutter hegte keinerlei Verdacht, daß Raumann geschwätzt haben könnte, denn sie glaubte, ihre Fragen sehr geschickt gestellt zu haben, mitten unter anderen, die sich auf den Wagen bezogen hatten. Ob der nicht bald einmal wieder in der Fabrik nachgesehen werden müsse? Und wie es mit den Reisen stände? Gerade heute habe sie in der Zeitung wieder eine ganze Menge Unglücksfälle gelesen. Und daß er ja nicht toll fahre, wenn der Herr auch einmal dränge.

Ungehalten erzählte Lutz der Mutter, daß er morgen früh bei Tagesgrauen nach Leipzig fahren müsse, versuchen, einen besseren Stand zu erhalten, überhaupt habe er wenig Zutrauen zur Herbstmesse. Die Reisenden schickten nur kleine Abschlüsse, so gehe der Trödel einfach nicht mehr weiter, er wolle sich selbst ins Geschäft knien.

Frau Helmboldt kniff die Lippen zusammen. Wo „die Geschäftsreise“ endigen würde, konnte sie sich denken. Sie hatte sich schon gewundert, daß Lutz nicht längst über alle Berge war. Ihr machte er doch nichts weis, es zog ihn mit aller Macht nach seinem Revier. Da viel reden, oder die Hände ringen hatte gar keinen Sinn. Auf einmal war sie auch da und sah sich die ganze Bescherung mit eigenen Augen an. Wahrscheinlich mußte das schon in einigen Tagen geschehen.

„Der gute Kasten fehlt uns eben an allen Ecken und Enden! Sieh dich nur tüchtig um, du hast noch viel zu lernen!“

Diese Vorhaltungen paßten ihm ganz und gar nicht. Aber er nickte zustimmend. Besser immer noch, als daß die Mutter wieder anfing, allerlei Fragen zu stellen, um die er sich herumwinden mußte . . . Verabschiedete sich bald nach dem Abendbrot. Um zu packen und sich aus-

zuschlafen, damit er morgen in Leipzig spannkraftig war . . .

Nach neun Uhr war er bereits dort. Raumann hatte ein scharfes Tempo eingeschlagen. Er schien es auch eilig zu haben, „ins Revier“ zu kommen. Da mußte Luz Helmboldt doch vor sich hin lachen, obgleich er einige Beklemmung auf seiner Brust spürte. Mitunter hatte der Mensch Ahnungen! Dazu kam die Rederei von der Zigeunerin, die ihm noch immer nicht aus dem Kopfe wollte. Vielleicht machte ihn auch nur die verrückt. Mit dem festen Vorsatz war er abgefahren, bei der Baronesse die Entscheidung zu erzwingen. Jawohl — erzwingen! Mußte er einfach! Denn war er erst wieder zurück und der Hofrat Perkunius aus Genf, das würde in den nächsten Tagen der Fall sein, ging die umsichtige Mutter aufs Ganze! . . . Wenn er die Baronesse nicht kennengelernt, wie hätte er sich dann zu ihrem Plan gestellt? Er zuckte die Achseln, wollte nicht darüber nachdenken, das hatte gar keinen Sinn mehr!

In Leipzig ging durchaus nicht alles nach seinem Wunsch und Willen. Bei seinen Geschäftsfreunden brachte er keinen Abschluß zustande. Die Herbstmesse stände ja vor der Tür. Die wollte man abwarten, sehen, was es Neues gäbe. Aber den Abend gemeinsam verbringen. Auch in Leipzig könne man sich amüsieren.

Das geschah ziemlich ausgiebig. Um sieben Uhr sollte Raumann den Wagen bereithalten. Es wurde acht, bevor sein Herr erschien. Anscheinend mit schwerem Kopfe. Aber er hatte schon den Jagdanzug an. Erste Garnitur! Den er anzog, wenn er ins Schloß ging. Da wußte er, was die Glode geschlagen hatte!

In Weimar wurde Halt gemacht, ein Geschäftsfreund besucht, in Erfurt mehrere. Dort erreichte Luz Helmboldt sogar einen recht annehmbaren Geschäftsabschluß. Er teilte ihn sofort der Fabrik mit, und auch auf einer Postkarte seiner Mutter. Damit die einigermaßen zufrieden war. In Gotha blieb er auch. Aus der Wartburgstadt telegraphierte er sein Kommen dem Postagenten.

Als er dort seine Geschäfte erledigt, einen kleinen Auftrag hatte er erhalten, ließ man Kassel rechts liegen, das sollte auf dem Rückweg bearbeitet werden, ging die Fahrt direkt ins Revier.

Gerade wie der Kraftwagen vor dem Wirtshaus vorfuhr, kam der Postagent vom Schlosse anmarschiert. Berichtete sofort, daß der Herr Rittmeister hier gewesen sei, was er gesagt, daß er Meggelbronn bereits angerufen.

„Danke! Danke! Das ist ja herrlich!“ Er zog die Uhr. „Zwischen fünf und sechs soll der Feisthirsch da oben an der Fichtenschonung wechseln? Da läm' ich ja gerade noch zurecht, den Burschen möcht' ich mir doch gleich ansehen! Klinte nehme ich natürlich nicht mit! Nur den Stod! . . . Raumann, fahren Sie mich gleich weiter bis zur Brücke am Bache, gegenüber dem Steinbruch!“

Theres Hölzlin hatte das Herz doch recht heftig geschlagen, als sie heimlich das Schloß verließ. Noch in der letzten Minute war sie im Zweifel gewesen, ob sie hinauf zu den Eichen gehen sollte. Sie wehrte sich dagegen. Auf was für Gedanken mußte der Rittmeister Niedenstein dann kommen? . . . Wenn sie als solches Lämmchen erschien, war es sein gutes Recht, verächtlich von ihr zu denken. Da sollte er sich aber sehr stark irren! Sie setzte ihm die Pistole auf die Brust. Jawohl, das tat sie! Mußte sie tun, Kamillas wegen. Damit das arme Hascherl endlich Ruhe vor ihm bekam . . . Dieser felsenfeste Vorsatz hatte ihr die Kraft gegeben, sich davonzustehlen. Wenn es sein mußte, sagte sie ihrer Kusine ganz offen, daß sie sich mit dem Rittmeister in der Stille der Wälder getroffen, um ihm ernstlich ins Gewissen zu reden.

Je höher sie den steilen Hang hinaufstieg, je heftiger ihr der Atem aus der Brust kam, umso schneller sank ihr Mut zusammen. Ein paar Mal blieb sie stehen. War fest entschlossen, wieder ins Schloß zurückzukehren. Dort würde man sie jetzt zur Teestunde vermissen . . . Und dann stieg sie doch Schritt für Schritt weiter aufwärts. Aber langsamer, viel langsamer. Der Kopf fiel

ihr nach vorn. Die flache Hand mußte sie auf das wildschlagende Herz drücken . . . Wenn er sie ansah? So von unten herauf? Mit seinem herrischen Blick. Und ihr dann die Worte im Munde stecken blieben? . . . In den Nacken fuhr ihr Kopf. Das durfte eben nicht sein! Die Kamilla meint es gut mit ihr! Sie hatte alte Anrechte . . . Und dann verzog sich ihr Mund zu einem schmerzlichen Lächeln . . . Wünsche, Hoffnungen, die sich immer wieder in ihr meldeten, waren ja eine Sünde und und Schande! Eine glatte Torheit! Wer aus der Fremde ins Vaterland zurückkehrt, sich neben der Braut von einst ankauft, der reißt dann nicht eine andere in seine Arme!

Und gleich meldeten sich wieder Wünsche, Hoffnungen! Ja, dieses „einst“ war lange her. Konnte Egbert Niedenstein nicht wieder gekommen sein mit dem festen Vorsatz, die Kusine doch noch zu heiraten, und war enttäuscht worden? Und welches Erleben lag in dieser Zeit? . . . Wenn es so war, dann wollte sie wenigstens Gewißheit haben!

Als Theres Hölzlin soweit mit ihren Schlussfolgerungen gekommen war, sah sie nach ihrer Armbanduhr, stieg viel ruhiger den Hang weiter hinauf. Sie hatte noch Zeit!

Egbert Niedenstein ging vergnügt in seinem großen Arbeitszimmer hin und her, die Hände auf dem Rücken, und pffft vor sich hin. Dufel mußte der Mensch haben! Und ein wenig abergläubig war er auch! Es sollte eben so sein! Natürlich kam die Baronesse heute nachmittag an die Fichtenschonung. Es gab ein nettes Theater. Am Abend würde Kamilla die Hände ringen! Bohren, bohren, so lange bohren, bis sie klein würde, ihn rief! Der wollte er die Nase tüchtig herunterziehen. Sein Taschentuch ballte er in der Faust zusammen, strich sich, so gut es ging, den struppigen Schnurrbart glatt. Mit ihm Schindluder treiben, das wollte er ihr gründlich abgewöhnen. Und wenn das Herzchen der Baronesse ein wenig in Mitleidenschaft gezogen würde, tat es ihm leid, ließ sich aber nicht ändern. Das gab sich bald wieder . . . In seinen Schreibtischsessel ließ er sich fallen, streckte die Beine lang, starrte vor sich hin. Redete er sich nur ein, daß Kamilla Merun sein Schicksal war? Auf sprang er. Nein! Nein! Stellte sich vor die Gamsstridel. Der Atem pffft ihm durch die Kehle. Biegen mußte er sie, aber um Himmelswillen durfte sie nicht zerbrechen! Was war das mit einem Male? Flatterte sein Herz nicht in der Brust? . . . Das fehlte gerade noch! Heute brauchte er ruhige Überlegung mehr denn je! Ein scharfes Spiel hatte begonnen, nun mußte es auch mit Umsicht zu Ende geführt werden! Sonst? . . . Sonst? . . . Ach was — sonst! Häßlich war er, bodenlos häßlich! Aber hatte er siegen wollen, war's noch immer geschehen! Einst recht oft zum maßlosen Staunen seiner Kameraden.

Schon vor fünf Uhr sah er oben in der kleinen Fichtenschonung, den Kopf vorgestreckt, auf jedes Geräusch laufend . . .

Auf dem Höhenweg, an den Eichen, stand Theres Hölzlin. Ein paar hundert Meter entfernt von der Fichtenschonung. An einem Baumstamm lehnte sie sich. Vom schnellen Steigen ging ihr Atem hastig. Ruhig, vollkommen ruhig mußte sie sein, wenn sie dem Rittmeister Niedenstein gegenübertrat. Bekam er Macht über sie, war's auch um sie geschehen. Und was dann? Es ließ sich gar nicht ausdenken! Kurz entschlossen mußte gehandelt werden, damit sie beizeiten wieder im Schlosse war. Den Stod in der Hand, ging sie auf dem durch die Regenschauer recht schlüpfrig gewordenen Waldweg hin. Wunderte sich über die Ruhe, die über sie gekommen war. Freute sich. Fühlte ihren Mut wachsen. Ach nein, sie war kein Taubert, das man lodte und das sich brav einfangen ließ . . . Einen Bogen machte der Weg, da lag, keine hundert Schritte, die Schonung vor ihr. Beide Hände auf den Stod gestützt, blieb sie stehen. Zuckte ein wenig zusammen, als aus den Spitzen der jungen Fichten Niedensteins Kopf auftauchte, aber dann spielte ein unfagbar hochmütiges Lächeln um ihren Mund. Das sah der Rittmeister, das reizte ihn. Rote schoß ihm ins Gesicht. Aber vollkommen in der Gewalt hielt er sich. Grüßte.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei alte Damen.

Skizze von Martha Rothmann.

Mit der Liebe ist es eine merkwürdige Sache — man weiß nie, wann sie anfängt, und nie, wann sie aufhört — und daher kommt dann all das Malheur.

Was war es eigentlich, was die beiden alten Lehrerinnen, von denen man niemals eine ohne die andere gesehen hatte, so eisenfest zusammengeschmiedet hatte? Liebe? Freundschaft? Jedenfalls legten sie Wert darauf, festzustellen, daß sie sehr verschieden seien.

Ja — verschieden waren sie.

Fein und präziös, wie aus einer Modedupfersammlung vergangener Zeiten, so war Fräulein Klara Krog, zierlich anzusehen in ihrer schlanken, grauen Tuchtaille, dezent und knöpfereich.

Das biedere Fräulein Gramm dagegen war groß und starkmüchtig, hatte harte Hasen und martiale Mundwinkel. Aber der Zufall oder das Schicksal oder wie man es sonst nennen will, hatte die beiden alten Lehrerinnen schon vor einer unendlichen Anzahl von Jahren zusammengeführt, und seitdem verlebten sie gemeinsam ihr bißchen Leben in demselben kleinen Stübchen, das mit seinen feinen alten Birkenmöbeln so friedlich und beschaulich dalag, wie ein Bühnenbild aus dem „Dreimäderlhaus“. Aber nein — friedlich war das Leben eigentlich nicht, das sich hinter den Mullgardinen abspielte.

Denn nichts ist nun einmal so schwierig, wie jahraus, jahrein den Alltag zu teilen, und gerade je unbewegter ein Leben äußerlich ist, desto mehr stürmt es dann unter der Oberfläche.

Ah — und es gab so viel Gelegenheit zu Stürmen — so viel Fragen, über die sich die beiden Damen nun schon seit Jahrzehnten nicht einigen konnten, und wenn Fräulein Gramms wetterharter Schädel aus Eisen war, so verbarg das zierliche Fräulein Krog unter ihren taubensanften, grauen Haarscheiteln einen Willen aus unbiegbarem Stahl.

Da war vor allem diese teure, enge Wohnung mit den vier steilen Treppen, die Fräulein Gramm nur mühselig und erbittert erschrauben konnte. Aber Fräulein Krog legte nun einmal in erster Linie Wert auf „Gegend“.

Denn Fräulein Krogs Vater war Regierungsrat gewesen, und es war auch nicht ganz unwesentlich, daß sie nachweislich einen Bräutigam besessen hatte, der nicht nur Postassessor gewesen war, sondern auch auf höchst vornehme Weise in Davos an der Schwindsucht gestorben war.

Fräulein Gramms Vater dagegen hatte nur den tristen Gipfel einer bescheidenen Subalternenaufbahn erklimmen und ihren Liebesfrübling hatte ein Postassistent verkörpert, der sie schließlich höchst schofel hatte sitzen lassen.

In ihrem Leben hatte sich eben alles ein paar Etagen tiefer abgespielt.

Aber das war doch nicht der Grund, weswegen diese robuste und handfeste Person, vor der eine ganze Schule einschließlich des gewaltigen Herrn Direktors erzitterte, daß dieses selbe Fräulein Gramm in allen Disputen — in allen Differenzen und überhaupt in allen Dingen schmächtig von dem puppenartigen Fräulein Krog besiegt wurde — nein, der eigentliche Grund war ein ganz einfacher — ein alter — ewig junger — es war ja eben nur, daß diese alte, hartschalige Person das kleine, zerbrechliche Persönchen liebte — mit der ganzen Glut ihres härbeihigen Herzens liebte. Ja — und wer liebt — der ist eben wehrlos — ein Fechter ohne Degen — ein Spieler ohne Trümpfe.

Und es war wirklich ein Jammer, daß diese hartgewöhnte, alte Person so gar nichts mit dieser Liebe anzufangen wußte — denn auch zur Liebe muß man Talent haben! Ah Gott — wahrscheinlich wußte sie überhaupt nichts davon, denn diese Liebe saß so festverkrustet in ihrem Herzen, daß sie wahrscheinlich jeden entrüstet und erstaunt über ihre Brillengläser angesehen hätte, der ihr etwas davon erzählt hätte.

Sie — und lieben? Und noch dazu Fräulein Krog?

Verbitterte ihr diese eigensinnige Person nicht tagtäglich das Leben mit ihren Launen und mit ihrer maßlosen Herrschsucht? Mühte sie nicht nach Tisch tagtäglich mit ihr einen Spaziergang machen, trotzdem sie leidenschaftlich ein Nachmittagsschläfchen liebte? War Fräulein Krog nicht schuld an dieser jämmerlichen Wohnung, die ganz bestimmt ihr Tod sein würde, ganz abgesehen davon, daß sie über kurz oder lang an den ewig offenen Fenstern zugrunde gehen würde? Ha — diese Scheinheilige mit den sanften Augenlidern. Wenn man sich ihr nur im allergeringsten wider-

setzte, so injizierte sie sofort eine Magenkolik, mit Umschlägen, Baldrianflasche und sämtlichem Zubehör — mit Anrufung des toten Regierungsrats und des seligen Bräutigams.

Ja — Fräulein Gramm hatte es reichlich schwer, und es war absolut nicht zu verstehen, warum sie nicht schon längst das Anerbieten einer verwitweten Nichte angenommen hatte, bei ihr zu wohnen.

Aber eines Tages kam es doch zur Katastrophe.

Was war der Anlaß gewesen? — Ah, nur eine ganze Kleinigkeit, wie es ja meistens eine Lappalie ist, die als letzter Tropfen die Schale des Anmuts zum Überfließen bringt.

Diesmal handelte es sich um die Frage des Einmottens, die Fräulein Gramm schon Ende März durch eine ihr empfohlene Mottentinktur lösen wollte, während Fräulein Krog ebenso über den frühzeitigen Termin wie auch über das frivole-neuartige Mittel entsetzt war.

„Ende März? Und was sagtest du doch? Mit einer Tinktur? Meine Mutter, die Regierungsrätin, hat nie vor dem ersten Mai eingemottet“, sagte sie mit leiser Stimme, wobei sie jedes Wort mit feiner Nuance wie eine Messerscheide ausfliegen ließ.

Fräulein Gramms vierediger Schädel schwoh rot an.

„Was geht mich die selige Regierungsrätin an“, schrie sie mit ganz unmotivierter Heftigkeit, „mein Pelztragen ist mir deswegen im vorigen Jahr doch vermottet — meinetwegen können alle Regierungsrätinnen der Welt . . .“

„Oh . . .“

Fräulein Krog senkte die taubensanften Augen und schloß aufreizend vornehm das feine Mündchen.

Aber Fräulein Gramm wurde nur noch wütender. „Und der selige Regierungsrat — was sagt der dazu?“ hieß sie wie mit einem Dreiflügel dazwischen.

Und dann sprudelte sie allerhand unsagbar törichtes Zeug durcheinander. Zahlreng aufgespeicherter Groll entlud sich mit elementarer Gewalt. Immer grimmiger funkelten die dicken Augengläser, während Fräulein Krog immer bleicher und vornehmer aus ihrer weißen Halskrüschle hervorblühte.

O — diese überlegene Ruhe!

Fräulein Gramms asthmatische Stimme überschlug sich fast. „Und ich werde doch so einmotten, wie es mir paßt, und wenn dein Bräutigam aus Davos direkt deswegen herkommen sollte“, schrie sie sinnlos vor Wut. „Abgesehen — wart ihr eigentlich regelrecht verlobt?“ fügte sie als letzten, schneidenden Triumph hinzu.

Totenstill war es in dem kleinen Stübchen.

Fräulein Krog war aufgestanden — so steil, daß die Fischbeine in ihrer engen Taille knackten. Keine Miene in ihrem hochmütigen Gesicht verriet, daß die einzige empfindliche Stelle in ihrem Herzen getroffen war.

„Bon jetzt an haben wir beide uns wohl nichts mehr zu sagen“, rang ihre Stimme leise und unendlich hochmütig wie von weit her.

„Nein — allerdings nicht“, schrie die andere um so lauter, „dieses unerträglich Leben muß ein Ende haben — ich ziehe zu Marie.“

„Am nächsten Ersten lösen wir den Kontrakt“, hauchte Fräulein Krog, „und eingemottet wird natürlich doch nicht vor dem ersten Mai“, fügte sie noch leiser und präziser hinzu, ehe sie mit ihren lautlosen Schritten das Zimmer verließ.

Und schließlich kam dann alles doch noch so ganz anders.

Kurz nach dieser Auseinandersetzung legte sich Fräulein Krog mit einem schweren Magenanstoss hin — mit einem so schweren, daß Fräulein Gramms Knie schlatterten, und tatsächlich: wenige Tage später lächelte Fräulein Krog ihr leichtes mildes und hochmütiges Lächeln.

Fräulein Gramm zog nun zu der freundlichen Nichte in die hübsche, gartenumgebene Villa.

Und nun hatte sie eigentlich alles, was sich eine alte Dame nur wünschen kann: das bequemste Parterrezimmer — ein ungestörtes Nachmittagsschläfchen und so viel Ruhe und Frieden wie nur möglich, aber es war sonderbar — sie, die so kraftvoll Jahrzehnte hindurch allen Ärger auf ihren starken Schultern getragen hatte und unverwundlich jung die vier Treppen hinaufgesteigt war — sie hing auf einmal rapide an zu altern. Ohne eigentlich krank zu sein, verfiel sie von Tag zu Tag mehr, und es bedurfte nur einer ganz kleinen Grippe, um ihr das bißchen Lebensluft ganz auszublasen.

Ja — mit der Liebe ist es eine merkwürdige Sache.

Der Philosoph raucht eine Stummelpfeife.

Von Walter Anatole Persich.

Auf der Insel Helgoland blühen in manchem Jahr die Rosen zweimal. Zuerst im Juni und dann im Oktober.

Rund um das Eiland in der Nordsee, die das norddeutsche Binnenland mit steifen und frostigen Winden schon im August überrascht, kreist ein Ausläufer des Golfstroms, der Wärme, Südlust und wohl auch ein Teilchen jener Klugen, ein wenig sorgenvollen Heiterkeit mit sich bringt, die dem nur ein paar hundert Seelen umfassenden „Volk“ der Helgoländer eigen ist. Nein, sie sind keine eigentlichen Norddeutschen, sie sind etwas für sich, diese Schiffer, Fremdenführer, Gastwirte, Hoteliers und Unternehmmer auf der grün-roten Insel, sie sind schon wieder ein anderes Volk als die Leute von der Küste. Sie haben eigentlich kein Land unter den Füßen. Ihr Eiland ist wie ein Schiff. Ringsum graut die See. Sobald die Stürme bellern, sobald die Brandung herangischt, bleiben sie oft wochenlang vom nahen Festland abgeschnitten, die Leute hier, die wenigen, die dem bishigen Boden so treu sind, daß sie auch den Winter dort ausharren, und eben dieser Boden bröckelt an den Ranten, trotz aller Verstärkungen, Molen, Wellenbrecher, die sie in jähester Arbeit schaffen. Für diesen Boden haben sie sich ein eigenes Preissystem erdacht, bei dem jeder Helgoländer einen Teil vom Fremdengehalt bekommen muß; der eine Teil von ihnen sorgt für Unterkünfte, der andere liefert den Sommergästen die Mahlzeiten, ein dritter Getränke, andere unverzollte Waren — und niemand unterbietet seinen Mitbürger. Der Kaviar, der Sekt, die echte chinesische Seide, das französische Parfüm, der englische Stoff und die ägyptischen Zigaretten sind billig auf Helgoland. Das Mittagessen und das Pensionzimmer kostet so viel wie in jedem Grandhotel.

Sie haben, weil ihr Land so eng ist und immer weniger wird, weil die Nordsee so groß und die übrige Welt so enorm ist, einen eigentümlichen, ganz ausgerundeten Horizont, die Helgoländer, denn von welchem Punkt ihrer Insel sie auch in den Himmel blicken, überall schließt sich rund die Kuppel des Weltalls um ihre Augen. Und die blinken wie ihr Leuchtturm, der den Schiffen noch durch Nebelnacht den Kurs angibt.

Petter Jürs ist altgeworden auf der Insel. Im Oberland hat er ein kleines Haus und vor seinen Türpfosten sind braune Fischeerke gepannt, die er im Sommer zuletzt gefischt hat. Die Rosen blühen das zweite Mal, er raucht seine Stummelpfeife, und ist 83 Jahre alt geworden, seine Frau starb mit 54, seine Kinder sind — Trina nach Amsterdam verheiratet, Jo nach Hamburg gegangen, wo er einen Zigarrenladen hat — nie mehr wiedergekommen, und Petter Jürs macht alles alleine, die Wäsche, das Essen, die Hausarbeit, das Fischfangen, das Boot anteenen. Sein Haar ist noch immer blond, und sein Gesicht unter tausend Runzeln kupfern. Nur fischen will er nicht mehr — nie mehr, weil heute sein 83. Geburtstag ist. Das sagt er mir, dem jungen Besucher.

Na, Petter, Sie sehen so zufrieden aus — ich glaube, Sie schwindeln mir so'n klein büschen mit ihrer Fidelität vor und wären ganz gern noch wieder der Petter mit Zwanzig. Damals, als alle Helgoländer Deetns der Reihe nach mit Ihnen verlobt waren.

„Oh min Jung“, sagt er, denkt aber gleich daran, daß er es mit einem Stadtmenschen zu tun hat und spricht weiter im kantigen Hochdeutsch seines Schlags, „das ist allens ganz ordentlich eingerichtet in unsere Welt! Süh' mal, mit Zwanzig hatt' ich kein Haus, mußte Knecht und Schiffer bei Kleems und Treems spielen und Fischerjung' bei Püter und bei Dreß. Denn kamen die Jahre, erst ging das so'n büschen langsam, dann mit'n mal ganz verdammt schnell, die Kinders wurden groß, der Ewer brachte Fisch die Menge, die Hamburger gaben uns ihr Geld im Sommer und im Winter wurd's doch wieder alle. Die Insel is denn auch fünf Meter lütter geworden, Kanonen haben wir hier gehabt, eine ganze Festung. Die is ja nu laputt und die Steine, die noch von da sind, modern auch. Alle Kafematten sind verschüttet. Uns wollten die Tränen nur immer die Baden runterlaufen, und wir dachten: nu is ja wohl allens zu Ende. Wir haben weitergelebt, wir sind doch die Helgoländer geblieben. 83 Jahre sind eine schöne Zeit. Wenn man sie erst auf 'n Budel hat, streichelt man jedes von ihnen in Gedanken. War doch schön, mein Jung', das, was so „Leben“ heißt. Noch mal anfangen? Kee, das könnt' ihr tun, ihr habt es ja so verdreht eilig mit euren Motoren und Maschinen und glaubt, alles besser zu wissen. Möglich, vielleicht wißt ihr's auch besser. Habt ja mehr gelernt. Meinetwegen mögt ihr Unersättlichen hundert Jahre alt werden — ich bin mit noch

einem oder zwei Jahren zufrieden, und wenn dann jedes Jahr die Rosen zweimal kommen, will ich sie doppelt zähl'n. Und wenn es denn mit Petter Jürs zu Ende geht, sag' ich nur noch: „Djus — Kinders, macht's euch ohne mich bequem. Bloß eins müßt ihr nicht vergessen: zu leben und zu wissen, daß ihr lebt!“ Mehr sag' ich gar nicht.“ Sog an seiner Stummelpfeife, nickte und ging für den Tag zu Bett.

Welt u. Wissen

Die größten Denkmäler der Welt. Eines der größten Denkmäler in Deutschland ist der 10,50 Meter hohe Herkules im Park der Wilhelmshöhe, der aus geschlagenem Kupfer besteht. Ebenso groß ist die Germania des Niederrwaldenkmals; sie besteht aus reiner Bronze, und der Riesensofel, auf dem sie steht, ist 25 Meter hoch. Sie wurde 1883 eingeweiht. Die Figur des Hermann auf dem Hermannsdenkmal des Teutoburgerwaldes ist die größte, jemals in Deutschland gegossene Figur; sie mißt bis zur Schwertspitze 26,7 Meter und, da sie auf einem 30,7 Meter hohen Sockel steht, ragt sie über alle Bäume hinweg. Bekannt ist auch die von Professor v. Miller in München im Jahre 1844 gegossene Bavariastatue vor der Ruhmeshalle, die mit ihren 20,5 Metern die „größte Frau Deutschlands“ ist. In ihrem Kopf haben 28 Menschen Platz. Amerika besitzt die größte Statue der Erde, die Freiheitsstatue zu New York, deren Figur die ungewöhnliche Größe von 46 Metern besitzt und dazu noch auf einem 34 Meter hohen Sockel steht. Sie wurde 1886 von den Franzosen in Frankreich gegossen und dem amerikanischen Volk geschenkt.

Zehnmal so viel Sterne! Zur Herstellung des Reflektors des neuen Riesenfernrohrs für die Mount-Wilson-Sternwarte in den Vereinigten Staaten braucht man eine Scheibe aus geschmolzenem Quarz, die so groß ist, daß zwei Automobile nebeneinander stehend auf ihr Platz finden würden. Dieses Riesenvorhaben wird gelingen. Vor einem Jahr begannen die Vorarbeiten zur Herstellung des „gefrorenen Auges“, wie die Amerikaner den gewaltigen Reflektor nennen. Ihr erstes Ergebnis war ein Stück geschmolzenen Quarzes von einem halben Meter Durchmesser. Um es zu vergrößern, versuchte man, ununterbrochen feingepulverten Quarz unter gleichzeitiger Erhitzung auf 1600 Grad Celsius auf das Quarzstück herabsprühen zu lassen, das einer Temperatur von ungefähr 700 Grad ausgelegt war. Mit dieser plötzlichen „Abkühlung“ des Quarzstaubes, die man wirklich als eine Art von Gefriererscheinung betrachten kann, erklärt sich auch die Bezeichnung des „gefrorenen Auges“. Als diese Behandlung einige Monate fortgesetzt wurde, hatte die Quarzscheibe schon einen Durchmesser von 165 Zentimeter erreicht. Schicht auf Schicht des schmelzenden und zugleich abgekühlten Quarzstaubes hatte sich auf sie gelagert und sie vergrößert und war dann im Lauf von Wochen auch hart geworden. Schließlich entstand auf die gleiche Weise eine Quarzscheibe von 4000 Pfund Gewicht, und jetzt ist man bereits an der Arbeit, die eigentliche Riesenscheibe herzustellen, die binnen Jahr und Tag in das neue Fernrohr, durch das man zehnmal mehr Sterne erblicken wird, als es bisher möglich war, eingefügt werden soll. Würde diese Riesenscheibe statt aus Quarz aus Schmelzglas bestehen, so würde allein ihre Abkühlung mehr als sechs Jahre erfordern.

Der Rassehund.

Er hat Beine wie ein Dackel,
Und zwei Ohren wie ein Spitz,
Und sein Gang ist ein Gewackel.
Dennoch rennt er wie der Blitz!

Seine Farbe ist die gelbe,
Und sein Leib ist kugelfund,
Seine Schnauze ist dieselbe
Wie beim Bernhardinerhund!
Und sein Schwanz ist nur ein Kringlel,
Wie ihn Schweinchen manchmal haben,
Und es hat der lose Schlingel
Aller Rassen Wundergaben!

Seine Seele glüht wie Feuer,
Immer glücklich ist sein Blick,
Selbst die hohe Hundsteuer
Drückt ihn keinen Augenblick!
Und er ist so urlebendig,
Und er ist so urgesund,
Und ich nenne ihn beständig:
„Einen wunderschönen Hund!“

Lotte Tiedemann.